

Ein paar Leute warten an der Haltestelle. Wie der Flügelschlag eines Vogels streift mich die altvertraute Frage: Warum bin ich so anders als meine Eltern und mein Bruder? Schon als kleines Kind wollte ich nicht mit Daniel spielen, hiess es, und ich sei ihm aus dem Weg gegangen. In meiner Erinnerung war er immer laut, grob, und er prügelte sich oft mit den anderen Jungen. Weil ich lieber zeichnete und Bilderbücher anschaute, statt auf Bäume zu klettern und Katzen zu quälen, lachte er mich aus. Wir hatten nichts gemeinsam. Vater war seit jeher auf Daniels Seite. Er zeigte ihm, wie man Steinschleudern bastelt und beim Jassen und beim Fussball siegt. Prügeleien und schlechte Schulnoten tolerierte er, Hauptsache, der Sohn war kein Schwächling und ging als Sieger vom Platz. An mir zeigte Vater kaum Interesse und überliess mich der Mutter.

Hat man mich nach der Geburt im Spital verwechselt? Wuchs ich in der falschen Familie auf? Ich glaubte das nicht wirklich, es waren Gedankenspiele, denen ich nachhing, wenn ich wütend oder traurig war oder wenn ich mich allein fühlte. Ich beobachtete andere Familien im Dorf, merkte mir, wie andere Eltern und Kinder miteinander umgingen, weshalb Geschwister miteinander stritten und was sie gemeinsam taten. Manchmal lag ich auf dem Bett, hörte Mutter unten mit dem Geschirr klappern oder Vater hinter dem Haus Holz hacken und ersann für mich eine eigene Familie. Einen Bruder, der mir bei den Rechenaufgaben half und anderen Leuten die Türe aufhielt, statt sie vor ihrer Nase zuzuschlagen, eine strahlende Mutter, die oft lachte und schöne Kleider trug, einen Vater mit feinfühligem Händen und klugen Büchern. Wie die Eltern meiner Schulfreundin Susanne. Oder später wie Ruth, meine Lehrmeisterin mit den warmen Augen und Händen und dem ansteckenden Lachen, zu der ich manchmal am Wochenende floh. Jetzt habe ich Cyrill.